

Der Landbote.

Volkstümliche Freibeilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 10.

Er erscheint allmonatlich.

1918.



Arbeit.

Aus dem hohen Liebe der Liebe schwingt ein Rauschen von Erde zu Himmel: Arbeit.

Denn ohne die Liebe ist Fron die Arbeit und finstere Last. Wo aber Liebe ist, ist Freiheit aus innen und Sonne und Freude. Darum ist Arbeit Glück.

Das tiefste Glück aber lebst du im Frieden der Heimat.

Aus dem Fleiß deiner Hände, der Kraft und dem Ziel der Gedanken, des Fühlens aus dir schaut dich an deine Liebe — und deine Heimat.

So liege das Glück in dem, was du tust und in dem, was du bist, in dem, was du bist in dir!

Denn Glück ist nicht Würde, Schönheit und Reichtum. Glück ist der Mensch.

Das aber sei das erste Gebot deiner Arbeit: Du sollst dienen der Heimat und Allheimat: Deutschland!

Deine Kraft deinem Volke!

Solches ist Pflicht deines Blutes und deiner Seele! —

Schäpe nicht zu gering ein das Wert deiner Liebe; denn auch das Kleinste ist Bau an der Größe und Zukunft des Volkes!

Es kommt auf das Eine an: Liebe!

Wert halte jeder das Wert seines Nächsten, auch des Geringsten!

Du Mann der Faust sollst ehren den Mann des Geistes und den Schöpfer aus Seele!

Und sie sollen ehren den Mann der Faust!

Ihr Männer aber sollt ehren die Arbeit der Frau! — Jeder sei wert seines Lohnes!

Niemand soll heischen zu viel, und niemand soll reichen zu wenig; denn jeder soll leben in Freude!

Also wirket ins Große die Arbeit der deutsch-lebendigen Eintracht!

Reinhold Braun.

Der Platz am Fenster.

Von Joh. Zauber.

Der Pfriündner Jakob Angermeier und sein Psegekind, der Zeisig, ebenfalls Jackl Angermeier, gehörten so ziemlich zu den anspruchsfloßesten Wesen, die man sich denken kann. Ja, wenn man sie nach dem Spruch beurteilt, daß „Nichts bedürfen göttlich ist und am wenigsten bedürfen der Gottheit am meisten nähert“, — dann waren sie der Gottheit schon ziemlich nahe. Was bedurfte der Pfriündner eigentlich? Das bißchen Essen, das Morgen- und Abendblatt und seine Pfeife. Und was bedurfte der Zeisig? Das bißchen Futter, täglich ein Bad, hin und wieder ein Salatblatt, im Sommer ein wenig Obst und das Stüchchen Zucker, das beständig an den Bitterstäben seines Bauers steckte. Eigentlich war er noch der anspruchsvollere von den beiden. Aber einen gemeinsamen Wunsch hatten sie schon immer gehabt, nämlich: den Platz am Fenster. Die kleinen Pfriündnerzellen im Saal laufen der Länge nach; jede Reihe hat immer nur eine Zelle mit Fenster, die übrigen liegen mehr im Halbdunkel. So allmählich waren die zwei Jackl aus dem im Saal rückwärts gelegenen Abteilen beim Todesfall eines Vorgängers nachgerückt — immer mehr dem Licht entgegen.

Nun war auch der letzte Vordermann gestorben und an ihnen war es, die Fensterzelle zu beziehen.

Zunächst also mußte an den Umzug gedacht werden. Möbelwagen brauchten sie zwar keinen; aber man hat doch als Fünfundachtzigjähriger auch allerhand Sabseligkeiten, die untergebracht sein wollen.

Da ist eine kleine geschäftige Schwarzwälderuhr, das Schützenbild aus der Burschenzeit, ein paar Geweihe, ein paar Zigarrentisten mit verschiedenem Inhalt, ein paar alte Bücher und sogar ein weibliches Wesen, nämlich eine „fleißige Liesl“, wie der Volksmund jene zarte, reichlich blühende Pflanze nennt, deren Stengel wie aus grünem Glas geformt scheinen, so durchsichtig und wasserhaltig sind sie. Das alles wollte transportiert sein und natürlich der kleine Jackl auch in seinem Bauer. Eigentlich war den beiden ein wenig Angst vor dem Umzug. Mit 85 Jahren kriegt man nämlich manchmal das Bittern in den Beinen, besonders bei feierlichen Momenten. Und der feierliche Moment kam! Steif, hoch aufgerichtet mit neugierig gestrecktem Hals stand der Zeisig auf seinem Stänglein, während der alte Jakob den Käfig mit halbgestreckten Armen gerade vor sich hielt, starr auf seinen Liebling blickend. So wandelten sie langsam aus der alten Zelle in die neue. Feierlich war's, wie bei einer Prozession. Aber sie landeten glücklich in der Fensterzelle und die war bereits voll eitel Sonnenschein.

Um beurteilen zu können, welches Glück Morgensonne für Vögel bedeutet, müßte man selbst ein Vogel sein. Der gelbe Jackl blinzelte zuerst ein wenig mit den Augen, denn er war so viel Goldglanz gar nicht gewöhnt; dann aber ging es wie ein wohliges Nieseln durch seinen Körper. Was war das für ein nie gekanntes Hochgefühl, das ihn da durchströmte? Er dehnte die Brust, reckte die Flügel, ließ sich die Sonne sogar unter die Achsel scheinen, putzte sich vom Scheitel bis zur Sohle und brachte jedes Federchen einzeln der Sonne dar. Und dann durchschmetterte ein Jubelgeschlag die kleine Sonnenzelle, klang durch den ganzen Saal hindurch wie ein freudiger Ausruf zu neuem Leben. „Der ist besorgt und aufgehoben!“ dachte der alte Jakob und ging dann an die Anbringung des übrigen Schmuckes: die Geweihe schön im Halbkreis, die Schwarzwälderuhr darunter in der Mitte; das Schützenbild rechts, die Pfeife bekam auch ihren Platz an der Wand, vom Bett aus bequem zu erlangen; die fleißige Liesl natürlich am sonnigen Fensterbrett, wo sie allsogleich ihre glasigen Stiele zu beugen anfang.

Und so begann denn das neue Leben für diese zwei alten Junggesellen. Wenn es auch regnete oder schneite, es war doch immer behaglich und unterhaltend in der Zelle. Dann saß eben der alte Jakob mit seiner Pfeife lesend am Fenster oder er schaute durch die Scheiben und beobachtete die Welt, die da draußen an ihm vorüberwandelte; er brauchte in kein Kino zu gehen, er hatte seine Lichtspielbühne zu Hause. — Hin und wieder schauten auch Leute von draußen zu ihm herein oder eigentlich zu dem gelben munteren Jackl. Im Fasching gar, da neckten die Buben den eifrig singenden Gesellen, schlugen mit der Pritsche auf das Fensterbrett, warfen Luftschlangen nach ihm oder klebten ihm Konfetti an die Scheiben; dann wurde er wütend und schimpfte fürchterlich, sehr zur Belustigung seines alten Herrn.

Aber einmal kam eine wunderhübsche Pierrette in Weiß und Schwarz mit einem lieben fröhlichen Gesicht ans Fenster; die redete von draußen so freundlich auf den kleinen Jackl ein, daß ihm ganz eigen ums Herz wurde. Und am Sinn hatte sie ein winziges schwarzes Schönheitspflasterchen, das hätte er für sein Leben gern heruntergepickt, — wenn er frei gewesen wäre.

Ja, wenn er frei gewesen wäre! Da hätte er überhaupt noch so manches unternommen; dann wär' er womöglich noch auf Freiens Füßen gegangen oder vielmehr auf Freiens Flügeln geflogen. —

Aber die Zeit der Freiheit kam. Eines Tages riskierte es der Jakob Angermeier und öffnete den Käfig. „Jackl, wenn'st anständig bist und schön in der Zell'n herinbleibst

und net in die andern Zell'n neischnüffelst, dann darfst ein bißl raus."

Der Zeiserl war höchst anständig. Die andern Zellen in ihrem Halbdunkel interessierten ihn auch gar nicht, — davon hatte er genug. Zunächst probierte er einzeln die verschiedenen Geweihe, wie sie sich als Sitzgelegenheiten eigneten. Dann machte er der Schwarzwälderin ein wenig den Hof, aber da kam alle Stunden so ein blöder brauner Kerl heraus, der so und so oft „Kudud“ rief; immer nur das eintönige, dumme „Kudud“, vom Gesang gar keine Rede. Der hatte ihn schon früher immer geärgert. Dem wollte er jetzt einmal eins auswischen. Und richtig, vom obersten Hirschgeweih aus gelang's. Als der Kudud mittags zum zwölften Male „Kudu“ schrie, da fiel von oben, wo alles Gute herkommt, etwas Weißes auf ihn herunter. Beleidigt verschwand er schleunigst hinter seinem Türchen. Und als er wieder erschien, um Eins auszurufen, da hatte er „eins“ auf seinem Schoß. Der Pfündner, der den Vorgang beobachtet hatte, unterhielt sich löstlich und drohte dem Schwerenöter: „Wart, du Lump! Darfst nimmer raus!"

Aber am andern Tag war der Selbe doch wieder heraufen.

Im Frühling kam hin und wieder Besuch. Ein Schlüsselblumenstrauch, der an Gelbheit mit dem Zeisig wetteiferte; ein Büschel Bergfahnenmeißel oder eine einsame Rose. Aber das waren alles nur vorübergehende Gäste. Dann kam einer, der blieb; das war ein kleiner, graugrüner Kaktus. Da dämmerte dem Jacl etwas wie eine Erinnerung auf. Hatte er nicht früher schon einmal so etwas Stacheliges gesehen? Er war nämlich nicht immer bei dem alten Jakob gewesen, sondern aus seinem Hause, bei einem alten, adeligen Fräulein, auf deren Gut einst der Jakob Jäger gewesen war. Ihm hatte sie, ehe sie starb, ihren Liebling vermacht. Am hochgräßlichen Nähtisch aber, erinnerte sich der Zeisig, war auch immer so etwas Rundes, Stacheliges gestanden; das Nähtissen; mit dem hatte er sich feinerzeit stundenlang beschäftigt.

Und nun dieser Kaktus! Da konnte man vielleicht wieder die Nadeln herausziehen! Aber die Stacheln saßen fest und stachen noch dazu ganz erbärmlich; das war ein ungemütlicher Geselle, mit dem war nichts anzufangen.

Dann kamen „hohe“ Herrschaften. Der Gärtner der Anstalt hatte dem Pfündner, der ein Blumenfreund war, ein Kistchen mit einigen Sonnenblumen geschenkt. Die erblühten in ihrer höchstengeligen Schönheit und waren kräftig genug, um die kleine Last des Vogelkörpers zu tragen. Und als die Kerne allmählich reiften, brauchte der Jacl nur seinen Kopf über den Blumenrand zu beugen und ein ganzer Teller voll der süßesten Samen stand ihm zur Verfügung.

So noch schwelgen zu können in Fülle und Licht, so noch in der Sonne sitzen zu können auf seine alten Tage, wenn die Lebenskräfte schwächer und die Wünsche stiller werden! — Welch schönes Los!

Des Menschen Leben, wenn es löstlich gewesen ist, sagt die Bibel, so ist es Mühe und Arbeit gewesen. Dann war das des alten Jakob sehr löstlich gewesen. Aber jetzt ist's Ruhe und Sonnenschein.

Nur manchmal gleitet ein leiser Schatten durch die Sonnenzelle; dann nämlich, wenn sich der abschließende Vorhang der nebenanliegenden Zelle bewegt: dahinter sitzt und haust einer, der auch aufs Nachrüden wartet, so wie der Jakob Angermeier einst gewartet hat. Aber wenn der nachrückt, dann ist ja der Jakob eigentlich vorgerückt, — weit vor, und hat vielleicht wieder einen Fensterplatz dort oben inne und schaut herunter auf des Erdengetriebe, — das heißt, wenn er dann noch herunter schauen mag.

Im Russenbad.

Ein Kriegserlebnis von Fritz Ullius.

Dies wechselvolle Kriegsleben hat so manchem von uns in fremden Welten, fremdes Volksleben den Blick geöffnet, so daß er nach dem Ende dieser Unrast in seiner heimischen kleinen Welt des Besinnlichen viel zu bedenken und gelernt haben wird, des eigenen Volkstums Werte gegen fern Geschautes abzuwägen.

In einem stürmisch kalten Winterabend auf der einsamen, vor kurzen Wochen eroberten Insel im baltischen Meer war's. Wir trugen die Einsamkeit unseres seltsamen Kriegslebens auf diesem feindesernen Gestade mit jener stillen

Beseidung und dem Gleichmut, der uns in den Wechselfällen dieses Kriegslebens zur Natur geworden. In der Dunkelheit unseres Blockhausstübchens — in diesem nordischen Winter war's ja nur um die Mittagstunden tagshell und wo sollte die Beleuchtung alle herkommen? — saßen wir um den großen gemauerten Ofen, saßen träumend in die rotknisternde Glut der Birkenzscheite. Nur dann und wann fiel ein ernstes schweres Wort in die Stille, in dem es Klang von Heimweh nach fernher schöner Heimat und von inneren Tränen der Sehnsucht.

Plötzlich, in all unserem Ernst ein stilles Lachen unseres Freundes Heinrich, der bisher sich gar nicht am Reden beteiligt hatte. Der Heinrich hatte es besser gehabt als wir im streng gefesselten Dienst unserer einsamen Bude. Er hatte lange Wochen in belebter Gegend der Insel verlebt, wo die „sacksa pois“ (deutsche Jungs) in schönster Harmonie ein familiengleiches Gemeinschaftsleben mit dem schönen städtischen, urwüchsigen Menschengeschlecht der Inselbevölkerung führten. Wir fragten unseren stillen Freund nicht lange, warum und weswegen sein Vergnügen, wir sagten nur: Heinrich erzähle.

Und das tat er denn auch bereitwillig.

So schöne Tage hatte er mit einem Kameraden in herzlicher Gastfreundschaft der estnischen Familie dort im Dorfe M... verlebt. Sie bestand aus der alten Mutter, zwei erwachsenen bildsauer städtischen Töchtern, von denen eine einem Manne angetraut war, der draußen im Krieg irgendwo lebte oder verschollen war, und ihren beiden Kleinen. Wie zu Hause fühlte sich Heinrich wieder unter der trauten Fürsorge unter dem lebendigen Eindruck dieses einsamen Frauenlebens, das ihm seine einsame Frau und beiden Kleinen in der weiten deutschen Heimat, so blutwarm immer wieder vor die Seele stellte, und wie sie so dieses Familienleben so völlig anteilnehmend mitlebten, war's auch gar nicht verwunderlich, daß sie am Samstag mittag zum gemeinsamen Bad aufgefordert wurden.

In dunkler Abendstunde nahmen sie ihr Bündel und zogen, die Hausmutter voran, zur Seite die beiden Mädels in große Tücher gehüllt und die Kleinen an der Hand führend, über den Hof hinüber in ein kleines notdürftig erleuchtetes stallartiges Gefäß. In der Feuerung an einer Seitenwand brannte ein starkes Holzfeuer. Schnell entkleideten sie sich, die Frauen warfen nur die Tücher ab und standen völlig nackt da. Prächtige kraftstrotzende Körper enthielten die jungen Frauen, ganz selbstverständlich und ohne Scheu.

Eine niedere Tür öffnet sich und ein kleiner brühheißer Raum nimmt die nackten reinigungsbedürftigen Menschenleiber auf. Weit in den Raum geht die flache Steinfläche des von außen geheizten Ofens. Überall stehen größere und kleinere Gefäße mit Wasser. Auf die heißen Steinplatten wird jetzt dauernd Wasser ausgeschüttet. Ein heißer Wasserdunst steigt auf, daß die beiden Gäste, ungewohnt dieser Prozedur, kaum darin zu atmen vermögen. Aus allen Poren dieser Menschenkörper quillt der Schweiß in Strömen. Auf der Gegenseite des Ofens stehen Holzspitzen. Den zwei Kriegern wird bedeutet, sich dort niederzulegen und schon haben die Schönen kräftige Birkenbische zur Hand, touchen sie erst in warmes, dann in kaltes Wasser und bearbeiten tatkräftig und geschickt die Körper der beiden von oben bis unten und von allen Seiten. Eine Hautmassage, wie sie gründlicher wohl gar nicht sein kann, die alle Hautporen öffnet und wohl mit manchen latenten Krankheitskeimen des Körpers gründlich aufräumt. Erst japften die beiden Gäste nach Lust wie alte Windhunde, es war ihnen zum Ohnmächtigwerden zu Rute, nur ihr Männerstolz hielt sie zurück, weiblich um Schonung zu jammern. Bald siegte aber über das Unbehagliche dieser seltsamen Wreibung die wohlthuende Wirkung. Und eigentlich war's selbstverständlich, daß sie dann ihren gütigen Helferinnen den gleichen Liebesdienst erwiesen, so geschickt oder ungeschickt sie's vermochten. Dann gab's noch gegenseitige regelrechte Abgüsse mit kälterem Wasser und dann ging's wieder gemeinsam aus dem Dampf- und Schwitzkasten heraus. Die Frauen und Kinder schlüpfen nur in ihre warmen Decken eingemummt hinüber ins Haus, um sich in der warmen Stube abzutrocknen und anzuziehen. Die beiden ungeschickteren Krieger trockneten sich schnell im kühlen Vorraum ab, schlüpfen in die frische Wäsche und ihre Kleider und liefen auch in ihre warmen Buden hinüber, wo sie gleich in wohlgeruchter tiefer Abspannung sich auf ihr Lager legten.

Dann lacht der Erzähler wieder sein stilles Lachen. Jetzt verstanden wir ihn und unsere Gedanken gingen still

lächelnd den gleichen Weg. Wir stellen das Erlebnis in deutsche Heimatsverhältnisse, in unseren Sittenkreis ein.

Ob des Beterns der Retter von Moral und Sitte und ob wir in unserer überreizten Kultur überhaupt auch diesen urwüchsig natürlichen Brauch auf die Dauer vertragen?

Aber grundehrlich war unseres Freundes Bekenntnis, daß nicht der geringste erotische Gedanke während des Gesundbades ihm und seinem Kameraden in den Sinn kam, daß bei der selbstverständlichen Natürlichkeit der Vorgänge solche Gedanken überhaupt nicht aufkommen konnten. Erst viel später, als sie ihre Gedanken wieder in die heimische Vorstellungswelt einstellten, kam's ihnen zum Bewußtsein, daß da doch eigentlich zweierlei Menschen etwas ungeniert zusammen waren. — Und so sind im einsamen Winterleben auf den eisgewohnten Inseln so manche deutsche Soldaten in solchem Gemeinschaftsleben mit den urwüchsigen Naturmenschen — jedes Haus hat diese Einrichtung der Körperpflege und nutzt sie gründlich aus — in ihres Denkens oft verirrtter Bahn von Schladen frei geworden.

Ob der Siegeszug deutscher Kultur dem Volksleben jener weckfernen Menschen ihre unbefangene natürliche Sitte bald nehmen wird, oder ob sie das deutsche Volksleben zu ihrer sittlich höheren Unbefangenheit erheben oder nur beeinflussen werden? — Die Frage dürfte auch wohl schon die Antwort in sich tragen.

Hexenringe.

Von Dr. Johannes Kleinpaul.

In Wald und Wiesen ist jetzt die Pilzerte eifrig im Gange. Jeden Sonntagmorgen ziehen große Scharen von „Pilzwandern“ in Gottes freie Natur hinaus, für deren Reichtum und Schönheit sie aber jetzt wenig Sinn, sondern nur ein vorwiegend „irdisches Interesse“ haben; abends lehren dann jedesmal starke Karawanen mit vollbepackten Rucksäcken, Körben und Beuteln in die Stadt zurück. Die „Kenner“ suchen sich freilich meist so rasch als möglich „dünn zu machen“. Sie sondern sich von der weit größeren Menge der „Sucher“ schon lange vor dem ersehnten Ziele ab, schlagen verborgene Nichtwege nach den durch langjährige Erfahrung „nur ihnen“ bekannten Pilzgründen ein, und wehe dem, der da ihre verschwiegenen Pfade verfolgt oder sie auch nur absichtslos kreuzt. Denn sie betrachten die besten Fundstellen als ihre ganz ausschließliche Domäne, beinahe als ihr Eigentum. Besonders glücklich — und gegen alle andern ungemütlich — sind die, wenn sie auf einem Wiesenplan irgendwo einen „Hexenring“ ausfindig gemacht haben, auf dem Champignons oder Morcheln wachsen. Das ist dann immer ihr erstes Ziel, denn dort heimfen sie diese Edelpilze rasch in größerer Menge ein, deshalb sind sie darauf bedacht, sie abzuernten, ehe noch ein anderer ihnen zuvorkommt, und wachen eiferfüchtig, daß überhaupt kein fremdes Auge diesen seltenen, kostbaren Schatz erblickt.

Diese „Hexenringe“ verdanken dem eigentümlichen Fortpflanzungsvermögen gewisser Pilzarten — zu denen freilich auch solche gehören, die zur menschlichen Nahrung untauglich, ja schädlich sind — ihr Entstehen. Wenn eine solche Pilzsorte den Erdboden, auf dem sie zuerst Fuß faßte, ausgezogen hat, sendet sie ihre unterirdischen Ausläufer (wissenschaftlich „Myzel“ genannt) strahlenförmig in die Runde aus. So entstehen um den dann leeren Mittelpunkt erst kleine, dann immer weitere Kreise, die dicht mit derselben Pilzart besetzt sind, und manchmal einen Radius von sechs, ja zehn Metern erreichen. Thomas, ein Forscher auf diesem Gebiete, beobachtete einen solchen Hexenring, der einen Radius von über zehn Metern besaß, jahrelang, und stellte dabei eine jährliche Ausbreitung desselben um 23 Zentimeter fest; ein anderer, Wollaston, hat die jährliche Zunahme dieses Radius sogar auf einen halben Meter angegeben. Wahrscheinlich hängt die Ausbreitungsgeschwindigkeit mit der Bodenbeschaffenheit zusammen, und so wird es möglich sein, das Alter einer solchen Pilzkolonie ohne genaue Beobachtung in jedem einzelnen Falle danach berechnen zu wollen.

Die Besitzer der Wiesen, auf denen sich solche Hexenringe befinden, sind freilich meist nicht eben erbaut davon — zumal dann nicht, wenn sie die dort wachsenden Pilze nicht verwerten können. Denn sie saugen für lange Zeit dem Boden auch die Nahrung für allen anderen Pflanzenwuchs aus, und so entstehen dort manchmal völlig ausgeborrtete, kahle Stellen. Das kann nach allgemeinem Glauben der Landbevölkerung natürlich nicht mit „rechten Dingen“ zugehen: Hexen, Alben oder die Elfen, die an Herbstabenden und -morgen über der Wiese ihre Schleier weben, müssen da ihr arges, dem Bauer unheimliches und schädliches Spiel treiben. Daher nennt man die Stellen in Tirol Albenring und erzählt

von einem bösen Kobold, daß er bei seiner nächtlichen Ausfahrt am Laurentiustage — also kurz bevor die Herbstpilze erscheinen, sie erzeuge, indem er mit seinem feurigen Schweiße den Wiesengrund in großem Bogen streife, wodurch alles Gras verjage, aber nach sieben Jahren aller Pflanzenwuchs an solchem Orte um so üppiger gedeihe. In andern Gegenden bringt man sie mit dem Erscheinen der Maipilze in Verbindung und führt sie darauf zurück, daß an solcher Stelle in der Walpurgisnacht (zum 1. Mai) die Frühlingsgöttin aus der Erdentiefe heraufsteige, um Wald und Flur mit neuen Farben zu schmücken und alle Natur zu beleben. Walpurgis ist nun freilich eine Heilige, aber sie ist die christliche Stellvertreterin einer einstigen heidnischen Gottheit, der Frau Holle, die in jener Nacht auch zum Bloßberg fährt, um an dem großen Hexentanze teilzunehmen. Daher nennt das Landvolf im Harz und in allen Gebirgen, wo sich ein Bloßberg befindet, solche Stellen „Hexenringe“, in andern Gegenden nennt man sie Zauberringe oder Elfenringe, und abergläubische Leute hüten sich, solche unheimliche Orte zu betreten.

Doch das sind nicht die einzigen Hexenringe, die in der Anschauungsweise unserer Ahnen in der Heidenzeit und auch viel später noch eine Rolle spielten. Der königlich kurländische Kammer-Assessor und Professor Dr. W. Kosmann erzählt in seinen „Berlinischen Blättern“ von einer Frau, der einige Sachen abhanden gekommen: eine „weiße Frau“ habe ihr den Rat erteilt, von der Türschwelle, über welche der Dieb gegangen sei, im Rahmen der Dreieinigkeits drei Späne abzuschneiden, sie in ein Wagenrad zu legen und durch die Nabe eine Beschwörungsformel zu sprechen. Alsdann solle sie das Rad dreimal umbdrehen und es wieder an den Wagen stecken. So stark nun das Rad am Wagen laufe, so stark Angst bekomme der Dieb . . .

Auf so seltsame, handgreifliche, sinnfällige Art ist hier der Grundsatz „similia similibus“ angewandt, der in so vielen alten Zaubersformeln eine große Rolle spielt. Und wenn das schon Aberglaube ist, so war derselbe doch jedenfalls früher allgemein verbreitet, denn er war uralte. In einem Hexenprozeß, der sich im Jahre 1529 in Sachsen gegen zwei „Blutweihen“, die alte Bodorin und ihre Tochter, auf dem Schlosse zu Schellenberg am Fuße des Erzgebirges (dem heutigen Augustusberg) abspielte, wurde — wie es scheint, unter Anwendung der Folter — Ähnliches ermittelt. Die gestand, nach Ausweis des darüber aufgenommenen Protokolls, sie habe, um ihren fortgelaufenen Mann zur Rückkehr zu bewegen, folgendes Mittel angewandt: „sie wehr über die fließende Bach vor ihrer Mutter Hause zu Deberan getreten und hett mit einer hant auf die andere Wasser gegossen“, dazu von den drei Boten gesprochen, die sie zu dem Ungetreuen sende:

„daß du, Hans, nach mir, Anna, wirft lauffen und wuthen
als das fließende Wasser in der Fluth,
als die Henne nach der Brut,
als der Fohle nach der Stut,
als der Bär nach dem Blut,
und als zusammenlief der Hirsch und die Hinde,
daß Du hynheim mußt eilen
über Berg und Tal,
über Stod und Stein,
in der freundlichen, lieblichen seenjucht.

Danach habe sie genommen widderthan (Widerthon, eine Sumpfpflanze, polytrichum commune) und denselben in ein Wagen-gleis gelegt und gesagt: „Ich Anna, rufe Dir: eyle hynheim über berg und über thall, über stod und über stein in freundlicher liebe und gunst“, und hat durch eine Wagen nabe gerufen und gesagt: „hans kom auch wider anheim“.

Diese alten Zaubersformeln und Hexenbräuche deuten auf eine weit zurückliegende Vergangenheit, auf ein mythisches Zeitalter zurück. Das Wagen-gleis und die beide Male benutzte Radnabe — diese „Hexenringe“ — weisen direkt auf Wodan, der Widerthan aber auf Frifa, die Hüterin ehelichen Glückes, die späteren Geschlechtern in den Gestalten der Frau Holle und der Walpurgis begegnet. In seltsamer, unvermuteter Weise schließt sich auch dieser Hexenring, der scheinbar so ganz und garnicht zusammengehörige Dinge miteinander vereinigt.

Rückgang des Schnapsverbrauchs.

Die bedeutende Abnahme des Branntweinverbrauchs hier auf dem Lande in den letzten Jahrzehnten ist eine erfreuliche Erscheinung, die gar nicht hoch genug geschätzt werden kann. Zwar hat dagegen überall wohl der Bierkonsum zugenommen, doch ist der dadurch entstehende Schaden an Volksgesundheit und Volkswohlfahrt verschwindend gering, gemessen an dem Unglück, das durch den übermäßigen Schnaps-genuß angerichtet wurde.

Veranlaßt ist diese Abnahme des Schnapsverbrauchs in erster Linie durch die zunehmende Verteuerung desselben, infolge der

hohen Steuern, wesentlich aber auch durch die um so vieles bessere Lebenshaltung unseres Landvolkes gegen früher. Als der Branntwein, d. h. der gewöhnliche Fusel, oder „Ordinäre“ genannt, noch zum Preise von 40 Pf. das Liter im Kleinverlauf erhältlich war, wurden in unserer Gegend Unmengen getrunken. Wieviele notorische Säufer gab es da allein in unserm Dorf, die fast zu aller Arbeit untauglich und von ihren Familien entmündigt waren. Auch einige Frauen frönten heimlich und öffentlich dem Schnaps- genuss und machten in ihrem Zustand in ihrem Haushalt die tollsten Sachen. So wurde von einer derselben erzählt, daß sie längere Zeit gebuttert habe, ohne Erfolg, und als schließlich ihre Tochter nachgesehen habe, befand sich im Butterfaß nur Wasser und — ein Spültuch. Wie traurig war das! Geradezu ein Fluch war der Branntwein aber für unsere Jugend, wurden doch die Kinder gewissermaßen schon in der Wiege daran gewöhnt, und den kleinen Duben gab man Schnaps zu trinken, in der guten Meinung, daß sie davon groß und stark würden. Auch bei den vielen Familienfesten, Kindtaufen, Hochzeiten, Leichenschmäusen, Spinnstuben, Bauheben usw., wo übermäßig viel getrunken wurde, hatten die Kleinen immer Gelegenheit, mitzutrinken, ja wurden sogar immerzu animiert dazu. Beim Einzug der Braut oder jungen Frau mit dem Hochzeitswagen war es von jeher Sitte, daß alles, was dem Wagen in den Weg kam, alle Zuschauer und Nachbarn ganz gehörig mit Branntwein traktiert wurden und daß dann selbst kleine Jungen vollständig betrunken herumtaumelten. Den Leuten fiel darüber gar nichts ein, so war es schon früher gewesen und gehörte zum Ganzen. Alles, was dabei auf dem Wagen fuhr, Brautführer und Brautmädchen und alle Verwandten, die Kutscher und Reiter, ein jeder hatte seine Flasche oder Fläschchen mit Schnaps bei sich, um den Umstehenden zuzutrinken; die Krüge der Kutscher und Reiter hingen dabei den Pferden am Hals. Alle besseren Bauern hatten ihr „Fäßchen“ mit „Hellem“ immer gefüllt im Keller liegen, um nicht in Verlegenheit zu kommen, wenn etwa Besuch sich einstellte. Wie schon oben gesagt, war die Ursache zum Trinken aber auch zum großen Teil in der damaligen armen Lebensweise zu suchen. Der Schnaps ließ eben die Leute zeitweilig ihr Elend vergessen und half ihnen, wie sie meinten, die schwere Arbeit leichter machen. Ich erinnere mich, daß mein Großvater, wenn er im Feld arbeitete, weiter nichts zum Frühstück oder Vesper mitnahm wie trodenes Brot und Branntwein, um ersteres damit zu tränken, daß es besser rutschte. Beim Dreichen gab es nachmittags statt Kaffee Brot und Schnaps, auf den Mann „en halve Schoppe“, das war das übliche Maß. Ganz besonders ausgeprägt war auch das Trinken beim Handel, der sogenannte „Weintauf“ wurde tüchtig begossen, bei allen Geschäftsleuten und in den Betrieben und öffentlichen Werkstätten, wo es zum großen Segen aller heute überall gänzlich verboten ist. Als ein abschreckendes Beispiel stehen mir da immer die Arbeiter der in unserer Gemarkung gelegenen großen Kalk- und Grünsteinbrüche vor Augen. Hier wurde der Fusel wirklich eimerweise getrunken und von dem früheren Pächter derselben, einem hünenhaften, alten Menschen, erzählte man sich scherzweise, derselbe habe in seinem Leben soviel Schnaps getrunken, daß, wenn derselbe auf einmal losgelassen würde, er die aufgefahrenen Schutthaufen vollständig wegschwemmen würde. Auch die Holzhauer im Winter tranken bei ihrem allerdings sauren Geschäft sehr vie, Schnaps und fast die Hälfte ihres ohnehin fargen Tagelohns war wenn Löhnung stattfand, vertrunken. Naturgemäß mußte bei solchem Verbrauch des einzelnen die Familie Not leiden, besonders da, wo sie ganz auf den Verdienst des Vaters, Bruders oder Sohnes angewiesen war. Familienstreitigkeiten, ja oft Mißhandlung von Frauen und Kindern waren da an der Tagesordnung. Wieviel gute Höfe sind in dieser Zeit ganz allein durch die Trunksucht des Besitzers zugrunde gegangen, und Kinder von damaligen Großbauern müssen sich heute als Tagelöhner und Gefinde durchschlagen. Solche Trinker kamen natürlich auch sittlich nach und nach gänzlich herunter, um ihren ewigen Durst zu befriedigen, wenn sie kein Geld hatten, schleppten sie nächstlicher Weise Getreide, Flachs, Leinen zum Wirt und schädigten die Familie doppelt. Selbst das Wein und Wein verwechselten sie und verfeßten dann die Sachen, Fehler fanden sich ja, besonders wenn der Trinker aus gutem Hause war. So kannte ich einen wohlhabenden Bauern aus einem Nachbardorf, einen sogenannten Quartalsäufers. Wenn dieser seinen Kappel friegte, lief er ohne einen Pfennig in der Tasche fort und trieb sich dann tagelang in den umliegenden Dörfern umher und stahl dann wie ein Rabe, um seiner Leidenschaft zu frönen. Wie schrecklich war dies für die Familie, da er fortwährend mit der Polizei in Konflikt kam, und wie atmeten alle auf, als er endlich in Delirium endete. Eine weitere mit dem vielen Schnapstrinken verbundene üble Angewohnheit war das Priemen, hierzulande „Schoren“ genannt. Ohne das in die Backe eingeklemmte „Schortchen“ oder „Priemchen“ kann ich mir einen Trinker kaum vorstellen und einen widerlichen Anblick gewährte solch ein Mensch mit seinem aufgedunsenen Gesicht,

fortwährend eine dicke, schwärzliche Brähe ausspudend. Heute findet sich das Priemchen nur noch ganz wenig bei älteren Arbeitern, die Jugend kennt es fast nicht mehr, dagegen hat aber eine andere Unsitte überhand genommen bei unseren Jungen, das ist das übermäßige Zigarettenrauchen.

Im übrigen haben wir aber alle Ursache, froh zu sein, daß sich eine solche Umwandlung zum Guten infolge Nachlassens des Schnapstrinkens vollzogen hat, das beweist der immer mehr gestiegene Wohlstand hier auf dem Lande, sowohl bei unseren Bauern wie bei den Arbeitern. Letztere dürfen sich jetzt ruhig bei den guten Verdiensten, ohne ihrer Familie zu schaden, nach Feierabend und Sonntags mal einen Schoppen gönnen. Unsere Bauern aber sind im allgemeinen schlechte Biertrinker, höchstens Sonntag nachmittag leisten sie sich ein Gläschen Gerstenjaft.

Heidebild.*)

Schwerenommertag. Müd' steigt der Heidebust.
Die Heideglöckchen hangen schwer und träge,
Und schläfernd schwingt in der gedrückten Luft
Ein Schmetterling und taumelt überm Wege.

Ein Wagen knarrt gemächlich müd' daher.
Der Braune trabt und hängt den Kopf hernieder.
Der Fuhrmann schläft. So müd', so müd' ist er.
Nur manchmal zuckt's ihm um die Augenlider:

Dann hebt er jäh den schweren Kopf empor,
Als wollte er des Schlafes sich erwehren —
Und sinkt zurück und schlummert wie zuvor . . .
Und das Gefährt entschwindet hinter Föhren.

Carl Martin Schiller.

Umschau.

Die Heilkraft der Walderdbeere. Von jeher wurden die Walderdbeeren, die zu unsern erquickendsten, beliebtesten Früchten gehören und durch ihr Aroma stärkende Kraft erzeugen, auch in der Heilmittelpraxis gegen mancherlei Krankheiten angewendet. Eine Erdbeerkur erweist sich vielfach heilsam bei Nierenleiden, gegen Stein und Gries sowie gegen Sicht, wie ja der große Botaniker Linné sich selbst durch den Genuß von Erdbeeren von Sicht befreit und sie deshalb sehr empfohlen hat. Der Genuß von Erdbeeren bewirkt auch bei Kindern das Abgehen der Spulwürmer, ja sogar des Bandwurmes. Die Erdbeeren sind besonders reich an Eisen. Einen angenehm schmeckenden Tee bereitet man aus den jungen Herzblättchen der Erdbeere, die im Schatten getrocknet werden. Er schmeckt sehr angenehm und hilft bei Durchfällen und Ruhr. Erdbeerwasser erweist sich sehr heilsam bei veralteten Geschwüren sowie bei Frostbeulen. Man schüttet in ein halbes Wasserglas reife Walderdbeeren und gießt ein ganzes Glas Wasser darauf. Die Flasche wird gut verschlossen und vier Wochen lang den Sonnenstrahlen ausgesetzt, dann filtriert und sauber aufgehoben. Mit diesem Wasser wäscht man Wunden und erkrankte Glieder.

„Heimat!“ Grundsätzliches zur Gemeinschaft von Scholle und Mensch. Von Paul Krische. (Verlag von Gebrüder Pachtel, Berlin.) Paul Krische geht in einer knappen und gemeinverständlich geschriebenen Arbeit diesem Problem nach. Ihm ist die Heimatliebe der Ausfluß eines körperlichen und seelischen Zusammenhanges von Scholle und Bewohner. Nach einer Schilderung der Unklarheiten in den üblichen Heimatbegriffen und der Unzulänglichkeit der heutigen Heimatpflege wird in kurzen Zügen das Problem alter und neuer Heimat, der dauernd tätige Zusammenhang von Scholle und Mensch und dessen Pflege beim neuzeitigen Menschen, dem Bauern, Kleinstädter und Großstädter, dem Eingewessenen und Nichteingewessenen erörtert. Zum Schluß wird darauf hingewiesen, daß wir deutlich jetzt eine „Renaissance der Scholle“ verspüren, ein Abwandern des politischen Denkens vom schollenfremden Zentralismus und Weltimperium zum Föderalismus. An der Hand von 3 Sonderfragen (Landflucht, Auswanderung, Außensiedlung) wird gezeigt, wie unheilvoll die Nichtachtung des Heimatproblems diese Dinge beeinflusst hat und welche Forderungen aus der Gemeinschaftskunde von Scholle und Mensch für diese Fragen zu stellen sind. Dem Wissenschaftler und Politiker, wie jedem, dem die Heimat in dieser schweren Zeit mehr ans Herz gewachsen ist, wird diese Schrift wertvolle Anregungen und neue Einsichten vermitteln.

* Aus dem Septemberheft des „Lärners“ (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer.)